

Der Betrieb der Großstadt

von Hermann Bahr

Seine beliebte Redensart ist: Man kann heute nur in der Großstadt leben. Nicht minder ist aber auch die Redensart beliebt: Man kann in der Großstadt nicht leben. Und diese zwei typischen Redensarten drücken nicht etwa das Verhältnis verschiedener Menschen zur Großstadt aus, sondern das abwechselnde Verhältnis derselben Menschen. Dieselben Menschen finden, daß man heute nur in der Großstadt leben kann, und finden, daß man in der Großstadt nicht leben kann. Jenes bezeugen die Leutenor auf dem Lande, die Wohnungsnot in der Stadt, der Zug vom Land zur Stadt, aus der Kleinstadt nach der Großstadt, die, geheimnisvoll alles anziehend und auffaugend, riesengroß wächst und schwillt. Dieses bezeugt der Fluchversuch, in dem der Großstädter beständig lebt; aus den drei Wochen, die er sonst zur heißen Zeit „in die Bäder“ ging, sind jetzt zwei, ja meistens schon drei Monate, und es ist überdies Sitte geworden, sich auch noch im Winter auf vier, auf sechs Wochen nach Sankt Moritz oder an die Riviera zu absentieren; nimmt man dazu die großen Auswanderungen zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten, sowie den sich immer mehr eindeutschenden englischen Brauch, Weekend zu machen und jede Woche für die Zeit von Sonnabend Mittag bis Montag Nachmittag der Großstadt zu entfliehen, so ergibt sich, daß der richtige Großstädter, der nur in der Großstadt leben kann, immer mehr nicht in der Großstadt lebt.

Was meint denn nun einer damit, daß man nur in der Großstadt leben könne? Er meint es zunächst wirtschaftlich: er kann sich dort besser verwerten, seine Fähigkeit bringt ihm dort mehr ein, dieselbe Tätigkeit trägt dem Advokaten wie dem Kaufmann, dem Arzt wie dem Künstler in der Großstadt mehr. Und noch etwas: Die Fähigkeit lohnt sich dort nicht bloß besser, sondern sie steigert sich auch, es wird nicht bloß dieselbe Leistung des Advokaten wie des Kaufmanns, des Arztes wie des Künstlers in der Großstadt besser entlohnt, sondern er leistet auch mehr, er kommt dort nicht bloß äußerlich, er kommt durch alle die Hilfsmittel und Bildungsmittel, durch den Wettstreit und die Reibung an Mitstreitenden, durch die mächtig aufregenden und antreibenden Impulse der Großstadt auch innerlich weiter, er kann seine Leistung nicht bloß besser verwenden, sondern fühlt seine Leistung, seine Kraft, ja den ganzen Menschen angespannt, ausgedehnt und emporgestreckt, nicht bloß sein Preis, auch sein innerer Wert nimmt zu.

Was meint er denn dann aber damit, daß man in der Großstadt nicht leben könne? Er spricht dann ein unbestimmtes beklommenes Gefühl aus, dessen sich in der Großstadt keine Leistung vermehren kann, nämlich das Gefühl,

dabei irgend etwas zu versäumen, und zwar irgend etwas für ihn Wesentliches, ja vielleicht gerade das, was eigentlich sein Leben ausmacht. Er spricht damit das Gefühl aus, daß er zu teuer bezahlt, was ihn die Großstadt gewinnen läßt, daß dieser Gewinn mit Verlust und auf Kosten und um einen zu hohen Preis geschieht. Was verliert er? Auf Kosten wovon? Um welchen Preis? Er empfindet, daß er dabei schließlich sich selbst abhanden kommt. Er empfindet, daß er in der Großstadt nicht seine Tat tut, nicht sein Leid leidet, sich nicht seiner Freuden freut und niemals sein eigenes Leben lebt, sondern immer in ein fremdes eingespannt ist. Er empfindet, daß er nicht für sich, sondern als Mittel für fremde Zwecke gebraucht und verbraucht wird. Und so stellt er an sich die bange Großstädter Frage: Was hat das alles mit mir zu tun, und da es gar nichts mit mir zu tun hat, wozu das alles?

Man kann heute nur in der Großstadt leben, weil jede Fähigkeit, jede Tätigkeit sich dort nicht bloß besser lohnt, sondern auch noch gesteigert wird. Und man kann heute in der Großstadt nicht leben, weil diese Steigerung jeder Fähigkeit, jeder Tätigkeit, ja der ganzen Persönlichkeit irgendwie mit einer Bedrohung und Gefährdung der Persönlichkeit, mit ihrer Verarmung, Erniedrigung und Verwüstung, ja mit ihrem völligen Verlust verbunden scheint. Das ist die geistige Situation des Großstädters.

Wie geschieht denn das aber? Was nimmt denn eigentlich die Großstadt mit einem vor, der in sie kommt? Wodurch geschieht es, daß er in der Großstadt seine Leistung nicht bloß besser verwerten, sondern auch noch die Leistung selbst steigern kann? Dadurch, daß er dort sogleich an den Betrieb angeschlossen, in den großstädtischen Betrieb eingefügt und von diesem unablässig rotierenden Betrieb festgehalten wird; er ist nun ein Teil des Betriebs geworden. Was ist dies aber, der großstädtische Betrieb? Eine vor unserer Zeit durchaus unbekannte Verbindung, Verschmelzung, Verwachsung des Handels mit der Produktion. Große Städte hat es schon im Altertum gegeben. Eine große Stadt kann ein politisches Zentrum sein, oder ein Zentrum des Handels, oder ein Zentrum der Produktion. Aber eine große Stadt ist noch keine Großstadt. Was wir jetzt Großstadt nennen, entsteht erst, seit der Handel ins Innere der Produktion eingedrungen ist. Die Großstadt entsteht erst durch die Kommerzialisierung der Industrie, ja der gesamten Produktion, ja unseres ganzen Lebens.

In alter Zeit steht der Produzent dem Konsumenten unmittelbar gegenüber. Das Bedürfnis, nach Art und Umfang bekannt, bestimmt die Art und den Umfang der Produktion. Allmählich schiebt sich der Handel ein, zunächst bloß zur räumlichen Vermittlung. Hier sind die Konsumenten, dort sind die Produzenten, zwischen beiden geht der Händler hin und her und erspart ihnen den Weg; er nimmt dem Produzenten das Produkt ab

und bringt es dem Kunden zu. Nun fällt es einmal einem Händler ein, er möchte mehr verdienen. Also: seinen Absatz vergrößern. Also: den Kundenkreis vergrößern. Am einfachsten, indem er einem anderen Händler die Kunden wegnimmt: Kundenfang, durch Unterbieten im Preis, durch Reklame, durch allerhand persönliche listige Geschicklichkeit. Oder aber indem er Kunden geradezu schafft, indem er es versteht, ein Bedürfnis nach seinen Waren in Menschen aufzuregen, die bisher dieses Bedürfnis überhaupt noch nicht hatten. Und dann begibt es sich, daß das Beispiel des Händlers auch den Produzenten ansteckt, auch der will jetzt mehr verdienen. Also: seinen Absatz vermehren. Also: den Kundenkreis vergrößern. Der Kunde des Produzenten ist der Händler, so sucht jetzt ein Produzent dem anderen die Händler abzufangen, ungefähr mit denselben Mitteln wie ein Händler dem andern die Kunden abzufangen sucht: im Produzenten ist der Handelsgeist erwacht. Der Produzent, dem es bisher genügt, ein möglichst gutes Produkt herzustellen, denkt also nun schon bei seiner Produktion daran, dieses möglichst gute Produkt so herzustellen, daß der Händler gezwungen wird, es ebensoguten Produkten anderer Produzenten vorzuziehen. Das Produkt muß so sein, daß der Konsument vom Händler gerade dieses Produkt verlangt und dieses Produkt dieses Produzenten lieber hat als ein ebensogutes Produkt eines anderen Produzenten. Es muß also diesem Produkte zu seiner vollkommenen Qualität noch irgendein besonderer Reiz hinzugefügt werden. Daß das Produkt irgendein Bedürfnis vollkommen befriedigt, die Qualität also, genügt nun nicht mehr, das Produkt muß nun zu seiner Qualität noch irgend etwas anderes haben, das es stärker anziehend macht als andere Produkte derselben Qualität, das es fähig macht, anderen Produkten derselben Qualität die Kunden wegzunehmen, das es von anderen Produkten derselben Qualität zu seinem Vorteil im Wettbewerb unterscheidet: der Handelsinn drückt sich jetzt dem Produkte selbst auf. Ja, der Handelsinn drückt sich allgemach der ganzen Produktion auf, die nun nicht bloß das Produkt, sondern mit dem Produkt gleich auch das Bedürfnis nach diesem Produkt zu produzieren hat. Es genügt nun nicht mehr, daß ein Produkt ein Bedürfnis vollkommen befriedigt, sondern das Produkt muß nun auch noch etwas haben, wodurch es fähig wird, andere Produkte, die dasselbe Bedürfnis ganz ebenso befriedigen, im Wettbewerb zu schlagen und ihnen die Käufer abzunehmen. Das Produkt muß zu seiner Qualität noch einen Zusatz von ausübender Kraft haben, wodurch es sozusagen aggressiv wird: die Produktion hat nun nicht bloß Waren herzustellen, sondern auch gleich den Warrer. *Schick* herzustellen. Der Handel, der sich früher der Produktion anschloß, steigt in die Produktion selbst ein, der Handel wird ein Teil der Produktion, und bald der größere.

In alter Zeit hat einer auf seinem Gut Käse gemacht. Den nahm ihm

der Händler ab, der seine festen Kunden hatte. Irgendein ehrgeiziger Händler versucht nun zu seinen Kunden neue zu gewinnen. Um sie zu bestimmen, denselben Käse, den sie bisher bei anderen gekauft haben, nun bei ihm zu kaufen, muß er ihnen einreden, daß ihnen dies einen Vorteil bringe. Dies geschieht auf Märkten durch die persönliche Geschicklichkeit und Beredsamkeit des Ausrufers oder, in kleinen Städten, eines bei Hausfrauen und Köchinnen besonders beliebten, in der psychischen Behandlung von Hausfrauen und Köchinnen besonders erfahrenen Kommis. Aber bald besorgt, was bisher der geschmeidige Kommis im kleinen besorgt hat, ein weithin glänzendes, die Neugier anlockendes Schaufenster im großen. Oder der Händler tritt nun auch mit seiner Person für das Geschäft ein: er macht sich um das Wohl der Stadt verdient, man sieht ihn überall, kennt den braven Mann und lernt ihn schätzen, er wird stadtbekannt und jedem schmeichelt es, sich seinen Käse zum Nachtmahl bei solcher Celebrität zu holen. Nun aber wird der, der den Käse macht, aufmerksam. Das kann er doch auch! Er ahmt also den Händler nach. Zuerst im kleinen, indem er seinen Käse besonders zu verpacken weiß, bald im großen, indem er seinen Betrieb auffällig macht, durch prächtige Bauten, neue Methoden, eine Musterwirtschaft, die er in allen Zeitungen abbilden und ruhmvoll beschreiben läßt. Und zuletzt tritt auch er mit seiner Person ein und verwendet jetzt seine Person als Plakat fürs Geschäft: er macht sich als Wohltäter der Armen, bei den Wahlen als Patriot bekannt, er kriegt Orden, er lebt auf großem Fuß, er hat ein Verhältnis mit einer Schauspielerin, er hält einen Rennstall, er tut sich in jedem Sport hervor, er kauft Bilder, er wird Mäzen: er wird auf alle Art sichtbar. Das Käsegeschäft wird nun gar nicht mehr durch die Qualität des Käses gemacht, sondern durch den Reiz, den der Apparat des Käsehandels, den die Person, den das Faszinierende des ganzen Betriebs auf den bewundernden Käufer ausübt. Wenn mit demselben Apparat morgen in den Betrieb statt Käse Kognak eingesetzt wird, bleibt das Geschäft dasselbe. Denn nicht mehr die Leistung, sondern der Apparat, der Betrieb macht jetzt das Geschäft: der Betrieb ist souverän geworden.

In alter Zeit gab es Leute, die Bücher schrieben, und es gab Leute, die Bücher lasen, und zwischen jenen und diesen stand der Buchhändler, der das Buch vom Gelehrten empfing und es dem Leser darbot. Und nun entwickelt sich auch hier zunächst der Wettbewerb zwischen den Händlern, mit Reklame, Aufmachung und allen Mitteln des Kundenfangs, bis schließlich auch hier der Handelsstimm vom Händler auf den Produzenten selbst überspringt, auf den Gelehrten: der Gelehrte legt nun schon seine wissenschaftliche Leistung, das Buch, gleich darauf an, besonders aufzufallen und den Käufer anzureizen, um so im Wettbewerb andere zu schlagen, und bald

tritt auch dieser Produzent, der Gelehrte, jetzt mit seiner Person neben, ja vor die Ware, sein Buch; er zieht im Lande herum, hält Vorträge, zeigt sich auf Banketten oder bei Begräbnissen, versteht es, immer und überall genannt zu werden, ist bei jeder Gelegenheit in effigie zu sehen und erreicht es, daß es schließlich „dazugehört“, daß es Mode wird, von ihm zu beziehen, daß er geistig sozusagen Hoflieferant wird. Ist er so weit, dann kommt es allmählich auf sein Werk, auf den inneren Wert des Buchs gar nicht mehr an. Ist er erst einmal einer von denen, bei denen zu kaufen dazu gehört, so kann er auch ein Bild malen, statt ein neues Buch zu schreiben, wie jener das Geschäft ebenso mit Kognak macht wie mit Käse. Er darf nur nicht aufhören zu produzieren, er muß immer wieder etwas liefern, auf jeden Weihnachtsmarkt ein neues Buch, Material für den Betrieb. Die Leistung ist an sich nichts mehr, die Leistung ist nur noch Rohmaterial für den Betrieb, der Betrieb ist alles. Und der einzige Sinn des Betriebs ist, den Betrieb in Tätigkeit zu halten. Der einzige Zweck der merkantilsierten Produktion ist, in Bewegung zu bleiben. Nicht auf die Leistung kommt's an, sondern darauf, daß ununterbrochen geleistet wird, nicht auf das Werk, das aus einer Tätigkeit entsteht, sondern darauf, daß aus jeder Tätigkeit gleich wieder eine neue Tätigkeit entsteht. Weshalb auch heute längst keine Industrie mehr vom Techniker geleitet wird, sondern jede vom Unternehmer. Denn die Begabung, die jede Industrie heute braucht, ist nicht eine Begabung für die besondere Art dieser einen Industrie, nicht ein persönliches inneres Verhältnis zum besonderen Tun dieser Industrie, sondern es ist die Begabung für die Erhaltung von Tätigkeit, für die Verwandlung jeder Tätigkeit in neue Tätigkeit, für den Betrieb. Tätigkeit ohne Ende, die keinen Augenblick stocken darf, und kein anderer Zweck dieser unendlichen Tätigkeit als gleich immer wieder neue Tätigkeit zu bedingen. Jede Tätigkeit, sobald sie zur Leistung, zum Werk wird, schon wieder entwertet und das Werk, die Leistung nur soviel wert, als sie wieder neue Tätigkeit entbindet. Der ganze Betrieb mit keinem andern Sinn und Zweck als: in Betrieb zu bleiben. Daß „Bewegung alles sei, das Ziel nichts“, in diesem echt großstädtischen Satz ist das Wesen des Betriebs enthalten und aus diesem Wesen ergeben sich alle geistigen Merkmale des Großstädtlers.

Unbedingte Tätigkeit, Tätigkeit um der Tätigkeit willen, Tätigkeit, die nur immer neue Tätigkeit erregen soll. Daher das Merkmal des Großstädtlers: die Ruhelosigkeit, ja das Bedürfnis, ruhelos zu sein. Die großstädtische Nervosität besteht nicht so sehr in Sehnsucht nach Ruhe, als vielmehr in Angst vor Ruhe. Die Lebensfrage des Großstädtlers ist: Was nun? Indem er eine Arbeit unter der Hand hat, denkt er schon an die nächste. Wenn Berliner zur Erholung in einem Lokal sitzen, beraten sie gleich, in welches Lokal sie zunächst gehen werden; die Unterhaltung besteht

darin, das Lokal zu wechseln, das Vergnügen besteht darin, ein Vergnügen zu suchen. Großstädtisch ist das Unvermögen, sich des Tags zu freuen, die Stunde festzuhalten, Gegenwart zu haben. Der Großstädter lebt immer in Erwartung; was er hat, achtet er gering, es macht ihn ungeduldig, es kann immer noch nicht das Richtige sein, das Richtige soll immer erst noch kommen. Was Zukunft hat, fasziniert ihn; sobald es aber anfängt, aus Zukunft Gegenwart zu werden, erlischt es. Dies bestimmt auch sein Verhältnis zur Kunst. Er schätzt ein Kunstwerk nur, insofern es ihm ein anderes zu verheißen scheint, auf das es hindeutet, insofern es, was bisher für Kunst galt, überwinden hilft und insofern es durch seine Folgen selbst wieder überwunden zu werden verspricht. Er schätzt alles nur, insofern es zur fortwährenden Bewegung, zur Rotation des Betrieters, Wirtschaftsbetriebs, Lebensbetriebs, beiträgt. So verbringt er sein Leben damit, das Leben ungeduldig wegzubringen. Er kann nirgends verweilen. Er kann nichts besitzen. Besitz empfindet er fast als eine Gefahr; jedenfalls als eine Mahnung, den Besitz gleich wieder in neuen Erwerb umzusetzen. So besitzt er auch sich selbst nicht: was er ist, gilt ihm so wenig als was er hat, es gilt ihm nur, was er aus sich machen wird, Morgen gilt ihm mehr als Heute, Heute nur als Vorstoß auf Morgen, die Tätigkeit mehr als die Tat. Deshalb er am höchsten die Begabung schätzt, mehr aus sich zu machen als man ist. Die großen sachlichen Begabungen, die diesen Handelsfürsten nicht haben, weil sie ihn nicht zu brauchen meinen, sind ihm eher verdächtig. Die irgendwie defekten, aber sich dieses Defekts bewußten und darum äußerer Nachhilfe beflissenen Begabungen sind die richtigen für die Großstadt; und dies um so mehr, je mehr sie deshalb auf andere bedacht, auf andere angewiesen sind und also versprechen, nicht bloß sich selbst, sondern auch andere in Tätigkeit zu setzen. Tätigkeit ist alles und sie gilt so viel, als sie sich wieder in Tätigkeit umsetzt, in immer neue Tätigkeit, eigene und fremde. Daher auch die merkwürdige Gleichgültigkeit des Großstädters gegen die eigene Leistung, sobald sie vollbracht ist, weil ja das Vollbrachte nichts gilt, sondern nur das Vollbringen, die Tat nichts, nur das Tun; er muß immer wieder weiter. Daher die furchtbaren Ermüdungen des Großstädters, der ja niemals ein Ziel sieht; er muß immer wieder weiter. Daher, wenn er sich doch einmal besinnt und sich rings von dieser ungeheueren Sinnlosigkeit eingeschlossen sieht, die heillosen Angstfälle des Großstädters, und die Fluchtversuche.

Auf einer solchen Flucht kam ich einst nach Maria Plain, unweit von Salzburg. An der Kirche steht doch ein Kreuz, groß und schwer. Darauf ist geschrieben: Rette deine Seele. Es schrie mich an. Abendstille rings, Sonnenabschied auf den Fernen. Und dieser Adlerschrei. Seele? Wie das entwöhnte Wort einem Großstädter seltsam klingt! Ist es mehr als ein

von kindlichen Erinnerungen aufbewahrter Schall? Was ist Seele? Wer hat Seele? Wer hat Zeit, Seele zu haben? Und ist es denn überhaupt philosophisch noch erlaubt? Aber er fühlt doch die Macht des wunderlichen Worts. Es nennt ihm irgend etwas, was doch in ihm noch lebendig sein muß. Und er erinnert sich, daß er sich zuweilen freut, sei es einer Tat, sei es einer Lust, und daß er sich dann immer sagt: Hier ist etwas getan, was, so wie es hier getan wurde, nur du tun konntest, diese Tat ist dein Eigentum; oder: Das empfindest nur du so, diese Lust ist dein Eigentum, das nur dir allein gehört! Und deshalb freut er sich, aus diesem Gefühl, etwas für sich allein, ein inneres Eigentum zu haben. Dem verdankt er es, wenn er sich noch zuweilen einmal freut. Es muß also irgend etwas in uns vorhanden sein, das sich der Welt einzeichnen, das sich der Welt aufprägen, das sich die Welt aneignen will. Dieses Verlangen erwacht in ihm wieder, bei dem Wort Seele. Das Verlangen, irgendwie darzutun, daß er auf der Welt ist, gerade er, und es zu rechtfertigen, dadurch, daß er sich, gerade sich, der Welt notwendig macht, als ein besonderer Teil von ihr, der, in dieser Besonderheit, nur er ist, und kein anderer. Und jetzt versteht er auch erst, was ihn oft in solcher Angst aus der Großstadt verjagt: dieses Verlangen wird dort niemals erhört, die Seele hat dort keinen Platz. Denn es ist die ungeheure, an sich als Phänomen bewundernswerte, in der Geschichte der Menschheit ganz einzige Leistung des großstädtischen Betriebs, daß dieser Betrieb, ein Werk des Menschen, den Menschen zu seinem Instrument macht. „Kann wohl der Mensch dazu bestimmt sein, über irgend einen Zweck sich selbst zu versäumen?“ hat Schiller gefragt. Dem Menschen dies wider seine Natur aufzudrängen, ist der unmenschliche Versuch der Großstadt. Und der Trieb der geistigen Selbsterhaltung empört sich dagegen. Das eigentliche Lebenssthema des Menschen, nämlich Ich und Welt auszugleichen, wird ihm im großstädtischen Betrieb unterschlagen, in dem es keine Persönlichkeit gibt, sondern nur noch Typen, nur noch einen Typus, den des Händlers, in dem keiner mehr sein Leben führt, sondern jedem das Leben fertig ins Haus geliefert wird, in dem der Mensch durchaus zum Passivum geworden ist, das Inhalt, Umfang und Tempo, jeden Gedanken und jedes Gefühl, seinen Geschmack, Lust und Leid, Tugend und Laster vom Apparat, vom Betrieb zugewiesen erhält, in dessen Bedienung allein der Mensch jetzt besteht.

Das empfindet auch die Nation, draußen im Land. Sie staunt vor der Großstadt wie vor einem Wunder, aber einem leblosen Wunder, das an ihr nicht wirkt. Oft haben mir Franzosen, die mir schilderten, wie jetzt ihre Nation um eine neue Lebensart, einen tieferen Lebenssinn, einen höheren Lebenswert, um eine neue geistige Form, um eine neue Religion ringe, lächelnd gesagt: Ja, Sie wundern sich, weil Sie nur Paris kennen, und in

Paris spürt man das freilich nicht, in Paris erfährt man ja von Frankreich nichts, denn Paris weiß von unserer Nation nichts, ihr geistiges Schicksal wird fern von Paris erfüllt! Ebenso bin ich gewahr worden, daß in London nichts von der geistigen Zukunft Englands zu finden ist. Und es könnte sein, daß überhaupt nirgends die Zukunft der Nation auf den großstädtischen Markt gebracht wird.

Aber nun muß ich mich verwahren. Mich verfolgt nämlich ein Mißverständnis durchs Leben. Während ich immer bloß, was rings um mich ist und wird, wahrzunehmen, auszusprechen, darzustellen trachte und weiter nichts als es sammeln und ordnen will, meint man, es sei mir um ein Urteil zu tun. Wenn ein Neuer und etwas Neues in irgendeiner Kunst erscheint, will ich erkennen, wer und was es ist, vielleicht auch noch, was daraus zu werden scheint, ohne je zu fragen, ob es mir auch recht sei, und ich kann nicht verstehen, daß man mich nun deshalb, weil ich etwas aufzufinden trachte, stets selbst dafür verantwortlich, ja gleich sozusagen zum Mitschuldigen macht. Zuweilen geht es mir auch umgekehrt: ich schildere bloß und es wirkt, als ob ich angeklagt hätte. So sagt man mir nach, daß ich ein Ankläger österreichischer Zustände sei. Das bin ich gar nicht. Ich bin kein Ankläger, ich bin ein Erzähler Österreichs. So sagt man mir nach, ich hätte in der Gelben Nachtigall das heutige Theaterwesen verspottet. Nein. Ich habe mich nicht darüber lustig gemacht, sondern es lustig gefunden und diese Lustigkeit darzustellen versucht. Und ich habe nicht, wie man jetzt wieder meinem „Zänzchen“ nachsagt, die Politik „satirisch“, „launig“ oder „gallig“ in eitel Dunst aufgelöst, sondern ich glaube wahrzunehmen, daß sich die Politik, daß sich das, was man heute Politik nennt, in eitel Dunst auflöst; und was ich wahrzunehmen glaube, reizt es mich darzustellen. Ich bin weder ein Anwalt noch ein Kläger noch ein Spötter, ich bin der Zeiger, der Renner. Und so muß ich mich denn auch ausdrücklich verwahren: ich klage die Großstadt nicht an, ich bin nicht gegen die Großstadt, so wenig als für sie; beides käm mir gleich absurd vor. Die Großstadt ist ein notwendiges Ergebnis der vom Handelsinn durchdrungenen Produktion und sie ist ihr größtes Phänomen. Es liegt in ihrem Wesen, daß sie den Menschen durchaus zum Werkzeug machen muß. Und es liegt im Wesen des Menschen, daß er nicht durchaus zum Werkzeug werden kann. Es liegt also im Wesen der Großstadt, den Kampf mit dem Wesen des Menschen aufzunehmen. In der Großstadt erhebt sich sein eigenes Werk gegen den Menschen und will ihn unterjochen. Mitten in diesem Kampf des Menschen mit seinem Werk um sich selbst leben wir, dies ist der Inhalt der Großstadt.

Ich glaube, daß jeder geschichtliche Prozeß durchgemacht werden muß. Ich glaube nicht, daß man sich da wie bei Unwetter in ein Haustor unterstellen kann, um abzuwarten, bis es wieder vorüber sein wird. Ich glaube

darum auch an die Versuche nicht recht, zur Rettung vor der Großstadt sozusagen Inseln oder Klöster zu bilden, als welche die Gartenstädte gemeint sind. Gartenstädte können uns gegen den Bodenwucher helfen, sie nützen hygienisch, ihre Entwicklung ist aus vielen Gründen zu wünschen. Wenn man aber hofft, allmählich werde der deutsche Geist in die Gartenstädte ziehen, um hier von der Großstadt aufzuatmen — das weiß ich nicht. Vielen Intellektuellen wird die Gartenstadt willkommen sein zur Lösung ihres eigenen persönlichen Problems. Das allgemeine Problem des deutschen Geistes aber wird sie nicht lösen. Es ist durch Übersiedlung nicht zu lösen. Amerika hat ja versucht, seinem Geist gleichsam ein ungestörtes eigenes Kabinett einzuräumen: Boston. Man mag in Wells' amüsanter Schilderung nachlesen, was daraus geworden ist: ein Museum. Nein, das großstädtische Problem kann nur in der Großstadt selbst gelöst, der geistige Schrecken der Großstadt nur durch einen neuen großstädtischen Geist gebannt werden, der so stark wäre, den Menschen aus einem Werkzeug seines eigenen Werks wieder zum Herrn darüber zu machen.